

Gedanken zu einer Theologie der Kindheit

Von Karl Rahner SJ, Innsbruck

Wenn hier* ein wenig zur Theologie der Kindheit gesagt wird, dann geschieht es nicht in der Absicht, denen, die in dieser oder jener Weise, als Eltern und Erzieher, im Dienst des Kindes stehen, unmittelbar helfen oder gar Weisungen geben zu wollen. Das kann nicht die Absicht des Theologen sein. Zwar ist auch ihm die „pädagogische Provinz“, nicht zuletzt die des Kindes, aufgetragen. Er hat auch den Kindern das Evangelium zu künden. Aber in diese priesterliche Aufgabe teilen sich viele mit ihm. Hier soll vielmehr von dem die Rede sein, was über den unmittelbaren Bereich der Pädagogik hinausführt, von dem nämlich, was Gottes Offenbarungswort über die Kindheit sagt. Welcher Sinn und welche Aufgabe kommen nach der Absicht des Schöpfers und Erlösers der Kindheit für die Vollendung und das Heil des Menschen zu? Das ist unsere Frage. Vielleicht kann ihre Beantwortung nicht nur auf unser eigenes Leben neues Licht werfen, sondern auch denen helfen, die sich täglich liebend, wachsam, kritisch und immer wieder liebend um das Kind mühen. Es kann sich allerdings in einer kurzen Skizze nur darum handeln, einige Fragmente aus der Thelogie der Kindheit vorzulegen.

I.

Die unüberholbare Würde der Kindheit

Das erste, wovon wir handeln wollen, lässt sich vielleicht die Unmittelbarkeit zu Gott und die Unüberholbarkeit der menschlichen Altersphasen und so der Kindheit und darum die unübertragbare Würde, die der Kindheit zukommt, nennen. Was ist damit gemeint? Wir Menschen, als die nach außen in die Umwelt Gewandten, unterliegen sehr leicht der Versuchung, uns selbst nach den Kategorien, Modellen und Leitbildern zu interpretieren, die uns aus der rein physikalischen oder bloß biologischen Umwelt entgegentreten. Und so machen wir es auch mit der Zeit. Wir interpretieren die eigentlich menschliche, personal-geschichtliche Zeit am Leitfaden der physikalischen Zeit. Damit denken wir aber über uns unphilosophisch, un-menschlich und unchristlich. Wir fassen unsere eigene Lebenszeit als eine Summe von Lebensphasen auf, von denen jede sich restlos in die nächste aufhebt, von denen jede ihren Sinn darin hat, in die nächste hinein zu verschwinden, deren Vorbereitung zu sein, für die andere „da zu sein“. Vor allem die Jugend, die Kindheit fassen wir so auf, da sie ja am meisten vor sich hat, und darum dem vielen gegenüber, was vom kommenden Leben noch aussteht, am intensivsten diese Dienstfunktion der Vorbereitung zu haben scheint, die selber abtritt, wenn das kommt, worauf sie vorbereitete. Gerade der Christ scheint diese nüchterne Dienstfunktion, den Vorbereitungscharakter der Kindheit dem kommenden Leben, dem Erwachsensein gegenüber, das sich dann als das Eigentliche, als Ziel und Maß von selbst zu verstehen scheint, besonders zu

* Die folgenden Ausführungen gehen auf einen Vortrag zurück, den der Verfasser auf der 2. Internationalen Tagung der SOS-Kinderdörfer im SOS-Kinderdorf Hinterbrühl bei Wien (1. 10. 1962) vorgetragen hat.

betonen. Man kann natürlich nicht bestreiten, daß es diese Weise der einbahnig gerichteten Zeitlichkeit auch im Menschen und seiner Geschichte gibt, daß die frühere Lebensphase sich erst dann recht ergreift, wenn sie sich selbstlos als Dienst und Bereitung des Kommenden versteht, als Einübung des Späteren, Gang in die aufgetragene Zukunft. Wehe der Lebensphase und so auch der Kindheit, die nur sich selbst genießend in sich kreisen wollte, sich zu ihrem eigenen Gott vergötzen wollte, wenn sie sich nicht aufzugeben bereit wäre in das Kommende, wenn die Gegenwart sich nicht vor der heiligen Majestät der Zukunft beugen würde.

Aber das ist doch nur der eine Teil der Wahrheit der geschichtlich-personalen Zeitlichkeit des Menschen. Der Mensch ist nicht ein Ding, das durch den Zeitraum hindurchgeschoben wird, das nur den jeweiligen Augenblick, Gegenwart genannt, besäße. Der Mensch ist ein Subjekt, er besitzt sich, er ist sich immer als ganzer aufgegeben, er hat darum seine Zeit trotz ihrem Verlauf und im Tun und Erleiden ihres Verlaufs als *ganze* vor sich, er kommt aus einer *behaltenen* Vergangenheit, er geht in eine *vorentworfene* Zukunft; in seiner freien Tat vergegenwärtigt er seine ganze Zeit, Vergangenheit und Zukunft. Darum aber ist die vollendete Ganzheit seines heilen und geretteten Daseins, die Ewigkeit, auf die der Mensch in seiner Zeit hingehet, nicht eine weitere Periode, die sich eigentlich hinter seinem Leben als dessen sich ins Unendliche linear erstreckende Fortsetzung anfügt, sondern die bleibende Gültigkeit seines frei getanen Daseins vor Gott, ist seine Ewigkeit die bleibende Frucht, die reine Endgültigkeit seiner Zeit, seiner ganzen Zeit. Der Mensch geht in seinem geschichtlichen Dasein, in seiner Heilsgeschichte nicht einem an sein Leben angefügten Weiterdauern von unabsehbarer Länge entgegen, sondern holt die Ganzheit seines frei getanen Lebens ein, er erreicht sich selbst in der *inhaltlichen Fülle seiner Subjektivität und Freiheit*, wie er sich in jedem Augenblick seines zeitlichen Lebens schon immer in der *formalen leeren Ganzheit seiner Zeit* umfaßt hatte. Er holt sich in seiner Vollendung ein. Er findet sich. Er bringt sein zeitliches Dasein nicht hinter sich, sondern vor sich. Er beendet seine Zeitlichkeit nicht, indem er sie verläßt, sondern indem er sie verdichtet einbringt in seine Ewigkeit, die seine eingeholte und vollendete Zeit ist. Seine Zukunft ist die Ankunft seiner frei getanen Vergangenheit.

Das ist nun aber von der Kindheit genauso auszusagen, wie es von allen einzelnen Lebensphasen gilt. Und es muß von der Kindheit am deutlichsten und ausdrücklichsten gesagt werden, weil sie am meisten unter dem Schein leidet, sie sei nur dazu da, um als vorläufiges Gerüst des fertigen Baues der Erwachsenheit möglichst rasch und endgültig abgebaut zu werden und ins Wesenlose zu verschwinden. Die Kindheit bleibt. Als die gegebene und bestandene, als die frei angenommene und frei getane Zeit ist sie nicht die vergangene Zeit, die verweste Zeit, sondern die bleibende, die uns als inneres Moment der einen bleibenden Vollendung der einen Zeit des Daseins — Ewigkeit des geretteten und erlösten Menschen genannt — entgegenkommt. Wir verlieren die Kindheit nicht als das immer weiter hinter uns, die wir in der Zeit wandern, Zurückbleibende, sondern gehen ihr entgegen als dem in der Zeit Getanen und bleibend darin Geretteten. Wir *werden* erst die Kinder, die wir *waren*, weil wir die Zeit — und darin unsere Kindheit — einsammeln in unsere Ewigkeit. Sie mag durch unser ganzes Leben und wegen der dem ganzen Leben aufgetragenen und abver-

langten Entscheidung immer offen bleiben, und wir mögen unsere eigene Kindheit in unserem ganzen Leben immer noch zu bestehen haben, weil sie immer eine offene Frage an uns bleibt; das alles ändert nichts daran, daß wir uns nicht von der Kindheit weg bewegen, sondern auf die Ewigkeit dieser Kindheit, auf ihre endgültige Gültigkeit vor Gott hinbewegen. Die Kindheit ist nicht nur insofern für das Geschick des Menschen von ewiger Bedeutung, als in ihr Vorbereitungen für Entscheidungen von ewigem Gewicht getroffen werden; sie ist nicht nur als Ausgangsbasis des Erwachsenen im voraus verfügend über das, was später geschieht, und somit über das, was schließlich geschehen sein wird, wenn der Mensch sein Leben beschließt; sie ist vielmehr auch in sich selbst eine Zeit der personalen Geschichte, in der sich ereignet, was nur in *ihr* sich ereignen kann, Feld, das holde Blüten und reife Früchte trägt, die nur auf *diesem* Feld und auf sonst keinem wachsen können und die selbst eingefahren werden in die Scheune der Ewigkeit.

Das alles ist nur sehr abstrakt und formal gesagt. Ist es aber verstanden, dann gibt es der Kindheit ein Gewicht und eine Würde, die unausdenkbar sind. Die Kindheit selbst hat eine Unmittelbarkeit zu Gott, sie grenzt an Gottes Absolutheit nicht nur mit der Grenze des Alters, der Reife, des Späteren, sondern durch sich selbst. Ihre Eigenart mag *uns* immer verschwinden und sich fast aufheben in dem, was zeitlich nachher kommt, und scheinbar nur von daher ihre Berechtigung und ihren Adel haben; es ist nicht so: *Diese* Frühe lebt nicht nur vom Mittag, dieses holde Spiel ist nicht nur gewichtig als Präludium des Ernstes des Lebens. Es ist einmalig, es ruht auch in sich (freilich gerade als das selbstlos dem Kommenden Dienende), es wird nicht erst köstlich, weil es den Reichtum des reifen Daseins sucht; seine wundersame Blüte ist selbst schon Frucht und nicht erst durch die kommende Frucht gerechtfertigt. Die Gnade der Kindheit ist nicht bloß das Angeld der Gnade des Alters. Auf ihr in ihrer unvertauschbaren Eigenart, auch insofern sie sich unterscheidet von den weiteren Gezeiten des Lebens, ruht der Adel der Unvergänglichkeit und Ewigkeit. Daß sie brauchbar ist für später, macht darum nicht den einzigen Erweis ihrer Richtigkeit aus. Sie muß so sein, daß sie selbst wert sei, wiedergefunden zu werden in der unsagbaren Zukunft, die auf uns zukommt.

II.

Das christliche Wissen um die Kindheit

Wie fassen Schrift und Überlieferung im Christentum das Kind auf, das ist die zweite Frage, die wir uns in diesen bescheidenen Fragmenten einer Theologie der Kindheit stellen wollen. Es kann sich dabei nicht darum handeln, den folgenden Sätzen eine eingehende Begründung und Dokumentierung aus der Schrift oder gar aus den unermeßlichen Zeugnissen der Tradition mitzugeben. Ich denke, man wird auch so dem Gesagten den authentischen Zeugniswert, christliches Wissen vom Kind zu sein, zuerkennen.

Das Kind ist zunächst einmal der *Mensch*. Es gibt wohl keine Religion und keine philosophische Anthropologie, die so eindringlich und selbstverständlich voraussetzen, daß das Kind schon der Mensch sei, schon von Anfang an jene Würde und jene Abgründe innehabe, die mit dem Namen Mensch gegeben sind. Es wird nicht erst langsam ein Mensch. Es ist ein Mensch. Es holt in seiner Geschichte nur ein, was es

ist. Es sucht nicht in der leeren Gleichgültigkeit von allem und nichts, was es zufällig werden könne. Es ist begabt, belastet und begnadet mit der ganzen unaussagbaren Würde und Last des Menschseins von Anfang an. Und dies darum, weil es von Gott kommt und weil seine Geschichte trotz ihrer unablässlichen Verflochtenheit mit der Gesamtgeschichte des Kosmos und des Bios eine absolute Unmittelbarkeit zu Gott, zu seinem ursprünglichen, schöpferischen und unableitbaren Entwurf hat. Das Kind ist der Mensch, den Gott bei *seinem* Namen rief, der je neu ist, niemals nur Fall, Anwendung einer allgemeinen Idee, *immer* gültig und darum wert, immer zu sein, nicht ein Moment eines nach rückwärts und vorwärts unabsehbaren Laufens und Verriennens, sondern die einmalige Explosion, in der eine Endgültigkeit gebildet wird. Das Kind ist der Mensch, der schon immer der Partner Gottes ist, derjenige, der sein Auge aufschlägt, um den Blick auszuhalten, in dem ihn ein unbegreifliches Geheimnis anblickt, derjenige, der nirgends halmachen kann, weil ihn die Unendlichkeit ruft, der das Kleinste lieben kann, weil es für ihn immer noch erfüllt ist mit allem, der das Unsagbare nicht als tödlich empfindet, weil er erfährt, daß dort, wo er sich ihm unbedingt anvertraut, er in die unbegreiflichen Abgründe seliger Liebe fällt. Das Kind ist der Mensch, also derjenige, der den Tod kennt und das Leben liebt, sich nicht begreift, dieses aber weiß, und *darin*, so er sich der Unbegreiflichkeit trauend und liebend ergibt, gerade alles begriffen hat, weil er so vor Gott geraten ist. Das Kind ist der Mensch, also derjenige, der immer als Bruder lebt, ein tausendfältiges Leben treibt, kein Gesetz kennt als das des immerwährenden Wandlins und der großen Liebe und des Abenteuers, das erst vor dem absoluten Gott sich am Ende angelangt wissen darf. So weiß das Christentum den Menschen und so schon das Kind. Und darum schützt es das Kind schon im Schoß der Mutter, ist es besorgt, daß die Quellen des Lebens nicht in den Niedrigkeiten flachen Landes der bloßen Lust verrinnen, hat es Ehrfurcht vor dem Kinde. Denn es ist ein Mensch.

Das Kind ist ein Mensch *am Anfang*. Das Christentum weiß um das Geheimnis des Anfangs, der alles schon in sich birgt und doch alles noch werden muß, der allem Kommenden Grund und Boden, Horizont und Gesetz ist und doch selbst sich erst noch in dem ausständigen Kommen finden muß. So wird auch das Kindsein als der Anfang des Menschseins gesehen. Es ist schon Geist und Leib in Einheit, es ist schon Natur und Gnade, Natur und Person, Selbstbesitz und Ausgesetztheit an Welt und Geschichte, und doch muß noch alles werden, muß noch eingeholt, erfahren werden, was schon ist, und diese Einheit von Anfang und Ausstand ist selbst noch einmal ein Geheimnis, das der Mensch tut und erleidet, aber nicht selbstmächtig verwaltet. Erst das vollendete Ende enthüllt ihm diesen seinen Anfang, in den er eingesetzt wurde, da er als Kind und als Kind Gottes begann. Erst am Abend ist der Morgen ganz aufgegangen.

Das Kind ist ein *zwiespältiger* Anfang. Die Aussage des Christentums macht die Wirklichkeit und vor allem die des Menschen nicht einfacher, als sie ist. Das Christentum hat so den Mut, die Zwiespältigkeit, die der Mensch in seinem Dasein erfährt, auch schon in seinem Anfang zu erkennen. Der Mensch ist nicht einfach der reinentsprungene Anfang in seinem geschichtlich verfaßten Einzeldasein. Trotz seiner ursprünglichen Unmittelbarkeit zu Gott als je einzelnes morgendliches Geschöpf aus Gottes Hand ist er der Anfang, der inmitten der schon gesetzten, schon vom

Menschen getanen Geschichte entspringt. Und diese Geschichte ist vom Anfang *auch* schon die Geschichte der Schuld, der Gnadenlosigkeit, der verweigerten Antwort auf den Anruf des lebendigen Gottes. Die Geschichte der Schuld der einen Menschheit von dem Anfang ihrer einen und ganzen Geschichte an ist auch ein Moment der Geschichte des einzelnen. Die begnadende Liebe, in der Gott selbst mit der Fülle seines Lebens sich dem einzelnen zuwendet, ist nicht einfach ein selbstverständliches inneres Moment in einer Liebe, die Gott zu einer vom Anfang her unschuldigen Menschheit tragen könnte, sondern ist eine Liebe trotz der geschichtsmächtig gewordenen Schuld am Anfang der Menschheit. Diese Situation des geschichtlichen Daseins, die den einzelnen innerlich bestimmt und derzufolge der einzelne nicht von dem Anfang und vom Wesen der Menschheit her, sondern nur von dem erlösenden Christus her mit der ihm notwendigen Gnade, mit der reinen, bergend-heiligenden Nähe Gottes rechnen kann, nennt die Sprache der Überlieferung die Erbsünde. Und darum weiß das Christentum, daß das Kind und sein Anfang zwar umfangen sind von der Liebe Gottes, durch die Zusage der Gnade, die durch Gott in Christus Jesus immer und an jedem Menschen im universalen Heilswillen Gottes geschieht. Aber es kann den Anfang der Kindheit darum doch nicht bukolisch harmlos sehen, als eine reine Quelle, die erst *innerhalb* des verwalt- und beherrschbaren Raumes menschlicher Sorge nachträglich getrübt würde, während sie vorher schlechthin so sei, wie sie selbst aus den ewigen Quellen Gottes entspringt, und die darum auch innerhalb der empirischen Geschichte des einzelnen und der Menschheit wieder völlig von jeder Trübung befreit werden könne. Nein, das Christentum sieht auch schon das Kind unausweichlich als den Anfang gerade jenes Menschen, zu dessen Existentialien Schuld, Tod, Leid und alle Mächte der Bitterkeit des Daseins gehören. Weil aber all dies umfangen bleibt durch Gott, seine größere Gnade und sein größeres Erbarmen, darum ist dieser Realismus, mit dem das Christentum auch dem Anfang des Menschen im Kind und seinem Ursprung begegnet, kein verhohlener Zynismus. Das Wissen von Schuld und Tragik auch des Anfangs ist vielmehr eingebettet in das Wissen von der noch früheren und noch späteren Seligkeit der Gnade und der Erlösung dieser Schuld und Tragik, da der Christ eben diese Gnade und Erlösung erfährt und an sich geschehen läßt.

Das Kind ist ein — *Kind*. Wenn wir einmal die Aussagen über das Kind, zumal in der Schrift, genauer anschauen, werden wir bemerken, daß eigentlich fast immer eher *vorausgesetzt* wird, wir wüßten, was ein Kind sei, als daß es uns ausdrücklich gesagt wird. Wir werden also durch das Wort Gottes selbst auf die tausendfältige Erfahrung unseres Lebens im Umgang mit den Kindern und auf das Erlebnis unserer eigenen Kindheit verwiesen, und diese Erfahrung, zusammengeballt im Wort „*Kind*“, verwendet die Heilige Schrift, um uns zu sagen, daß wir werden sollen wie die Kinder, daß wir in der Gnade „*Kinder*“ Gottes seien, daß auch die Kinder zum Messias kommen dürfen und des Himmelreiches fähig und bedürftig seien, an Jesus glauben können, daß es ein mit gräßlichem Tod zu bestrafendes Verbrechen sei, ihnen Anstoß zu geben. Und so setzen Schrift und Überlieferung mehr voraus, als daß sie uns ausdrücklich und thematisch sagen, *was* eigentlich ein Kind sei; sie lassen im Appell an unsere Erfahrung das Kind — Kind sein. Aber ist nicht diese unsere Erfahrung dunkel, vielfältig und gegensätzlich? Doch, gewiß. Aber eben als eine solche wird sie von

der Schrift und der Tradition sanktioniert, und so sind wir gehalten, die dunkle Vielfältigkeit unserer Erfahrung mit dem Kind zu bestehen, nicht einzuebnen, sondern auszuhalten und durchzutragen, das Kind — das Kind unserer Erfahrung sein zu lassen. Dies entspricht ja nur dem Grundansatz, von dem wir schon gesprochen haben, daß nämlich das Kind Mensch am Anfang und zwiespältiger Mensch schon am Anfang und vom Anfang her ist. Dementsprechend idealisiert *und* realisiert das genuin christliche Verständnis und die christliche Erfahrung des Kindes dieses Kind zugleich. Die Schrift weiß vom Unfertigen im Kinde im Sinn des Inferioren ebenso wie die Antike, das Alte Testament und das Judentum (ThWNT V 641, 31—48; 644, 46—645, 8), wie bei Paulus (1 Kor 3, 1; 13, 11; 14, 20 a; Gal 4, 1—3; Eph 4, 14; Hebr 5, 13), aber auch bei Jesus selbst im Gleichnis von den launisch spielenden Kindern (Mt 11, 16 f) deutlich zu spüren ist. Aber darum werden die „Kleinen“ bei Jesus doch nicht geringgeschätzt, wie dies in seinem Volk zu seiner Zeit üblich war. Die Kinder können ihm dienen als Beispiel für Ehrgeizlosigkeit und Uninterressiertheit an Würden, für Bescheidenheit und Unverbildetheit im Gegensatz zu den Erwachsenen, die sich nichts schenken lassen wollen (Mt 18, 2 ff; 19, 13 ff). Man kann nicht sagen, weder im relativen, noch viel weniger im absoluten Sinn, daß Jesus, wenn er das Kind als den Prototyp derer darstellt, für die das Himmelreich da ist, auf deren Unschuld abhebe. Er sagt mit diesem Wort, mit dem er das Kind für uns zum Vorbild hinstellt, etwas viel Wichtigeres: daß wir wie die Kinder sorglos die Empfangenden Gott gegenüber sein können, diejenigen, die wissen, daß sie in sich nichts haben, worauf sie einen Anspruch gründen könnten, und dennoch vertrauen auf die schenkende Güte und Geborgenheit, die ihnen entgegenkommen. Und insofern sieht Jesus in den Kindern doch, ohne sie zu glorifizieren oder den Abgrund ihres Wesens zu erkennen, diejenigen, die er liebend an sein Herz nehmen kann, indem er sagt: Solcher ist das Himmelreich (Mt 19, 4), mit denen er sich selbst identifiziert, die er mit seinem Wehe gegen das Ärgernis verteidigt, deren Heil er durch den Engel, der immerdar das Antlitz des Vaters im Himmel schaut, bewacht sieht.

Darum ist die Kindheit endlich ein *Geheimnis*. Sie ist es als Anfang und ist es als zwiefältiger Anfang; als ursprünglicher Anfang und als Anfang, der seine Wurzeln in eine unverwaltbare Geschichte senkt; als Anfang, der einer Zukunft entgegengesetzt, die nicht einfach als die bloße Entfaltung von innen her, sondern als das frei Geschickte und Begegnende begegnet, und in der eben dieser Anfang selbst erst sich enthüllt, gegeben wird und zu sich selbst kommt; als Anfang, der dem Uranfang Gottes offen ist, der das Geheimnis schlechthin ist, das unaussagbare und ewige, namenlose und gerade so in seinem göttlichen Wesen Waltende und liebend Angenommene. Solcher Anfang kann nicht anders als geheimnisvoll sein, und weil er Geheimnis ist und als Anfang alles Künftige des Lebens trägt, darum ist das Leben selbst geheimnisvoll, sich selbst als das verborgene und dem herrschenden Griff entzogene gegeben. Darum ist das Leben, wo es diese Übereignetheit an das Geheimnis ehrfürchtig und liebend bewahrt, immer auch die Kindlichkeit des Anfangs bewahrend: offen, das Unerwartete erwartend, dem Unberechenbaren vertrauend, den Menschen befähigend, daß er noch spielen kann, daß er die waltenden Mächte des Daseins größer sein läßt als seine Planung und sie als im tiefsten gute verfügen läßt, der darum arglos und heiter ist, mozartisch heiter noch dort, wo er die Tränen

der Schwermut weint, weil er auch diese annimmt, so wie sie ihm geschickt sind, als Tränen innerlich doch erlöster Schwermut, der, wo seine Kräfte am Ende sind, kindlich auch seinen Auftrag für beendet hält, weil keiner über seine Kräfte versucht wird. Eine solche Haltung birgt das Dasein in das Geheimnis, läßt es an das Unsagbare weggeben sein als an die bergende und vergebende, an die unsagbar nahe liebende Nähe. Nicht als ob das Kind als solches dieses schon vollendet getan hätte, aber wir sehen darin den Menschen, der trotz seiner Bedrohtheit, und weil seine Zwiespältigkeit immer schon durch Gottes Tat an ihm überholt, wenn auch nicht einfach ausgelöscht ist, solchem Vertrauen auf das bergende Geheimnis des Daseins offen ist. Und darum ist solcher Kinder, wenn sie aus dieser Offenheit heraus — nicht ohne eine Metanoia — werden, was sie sind, eben Kinder, das Himmelreich. Damit ist aber auch gesagt, so paradox es scheinen mag, daß wir erst eigentlich wissen, was ein Kind am Anfang ist, wenn wir wissen, was jenes Kind ist, das am Ende steht, jenes nämlich, das durch die gottgeschenkte Umkehr, das Reich Gottes empfangend, zum Kinde geworden ist, daß wir also erst aus dem Kinde der Zukunft das Kind des Anfangs erkennen. Und von daher ist nochmals verständlich, daß die Kindheit ein Geheimnis beschwört, das Geheimnis unseres ganzen Daseins, dessen Unsagbarkeit Gott selber ist.

III.

Die Gotteskindschaft als Vollendung der Kindheit

Hier ist nun die Stelle, wo noch ein Drittes thematisch gemacht werden muß. Zu einer Theologie der Kindheit gehört auch ein Wort über die *Gotteskindschaft*. Das mag zunächst befremdlich erscheinen. Gotteskindschaft meint doch eine Wirklichkeit, die mit der ersten Lebensphase des Menschen nur durch die übertragene, uneigentliche Verwendung des Begriffes „Kind“ und „Kindschaft“ für unser Verhältnis zu Gott verbunden zu sein und also gänzlich aus dem Kreis der eigentlichen Verwendung dieses Begriffes „Kind“ und „Kindheit“ herauszufallen scheint. An diesem Einwand ist richtig, daß es bei einer Überlegung über die Theologie der Kindheit nicht unsere Aufgabe sein kann, der christlichen Botschaft von der Gotteskindschaft als solcher nachzugehen. Eine theologische Vorlesung über Rechtfertigung und Kindschaftsgnade im theologischen Verstand wäre gewiß hier nicht am Platz. Und doch darf es erlaubt sein, in unserem Zusammenhang an dieses Thema zu erinnern, weil diese Erinnerung geeignet ist, Sinn und Würde der Kindheit im humanen Sinn des Wortes uns näherzubringen. Wenn dem wirklich so ist, daß nicht einfach ein fester und klarer Begriff von Kind und Kindheit im humanen und profanen Sinn nur sekundär und nachträglich zur Aussage einer religiösen Wirklichkeit verwendet, sondern dadurch seine scheinbar bloß humane, weil primäre Bedeutung, selbst noch einmal erhellt und vertieft wird, wenn also in der offenbarungsmäßigen Verwendung dieses Wortes auch der humane Begriff als solcher erst in seiner ganzen Tiefe und Fülle zu sich selbst kommen kann, dann freilich ist es gerechtfertigt, von göttlicher Kindschaft auch dort zu sprechen, wo an sich nur vom Kind und von der Kindschaft in einem humanen Sinn etwas gesagt werden soll. Und so ist es in der Tat, und dies aus einem zweifachen Grund. Diesen gilt es zu bedenken. Und es wird sich so immer in *einem* Gang der humane und der theologische Begriff der Kindschaft in gegenseitiger Spiegelung erhellen.

Zunächst einmal ist bekannt, wie entscheidend in den meisten Fällen die *Erfahrung einer geborgenen Kindheit* für jenes Sich-Verlassen auf das metaphysische Urvertrauen ist, das im Grund der Religion als der Bindung an Gott den Vater schlechthin waltet. Man wird gewiß nicht übertreiben dürfen. Man wird den Zusammenhang zwischen dem kindlichen, positiven Vatererlebnis und der Möglichkeit einer gläubigen Realisation des Vaters schlechthin, also Gottes, nicht zu absolut denken dürfen. Es ist ja durchaus möglich, daß die Ungeborgenheit, das Fehlen der bergen- den Hut und Sicherheit elterlicher Liebe zum Stachel wird für die metaphysische Frage nach einem letzten Grund, der trägt und birgt. Sonst wäre ja auch nur schwer dem Einwand zu begegnen, daß Religion überhaupt nur die Projektion des Vaterbildes ins Unendliche sei und also ein riesiger Infantilismus. Aber selbst wenn man über den Zusammenhang zwischen der Erfahrung einer bergenden und hegenden Kindheit und der religiösen Erfahrung vorsichtig denkt, wird man nicht bestreiten können, daß jenes Urvertrauen im Grunde des Daseins, jenes unverfügende, getroste Sich-Anvertrauen an das daseindurchwaltende Geheimnis, als das Geheimnis der bergenden und vergebenden Liebe und absoluten Nähe, *dem* nur schwer auch in der kategorialen Ausdrücklichkeit und Reflexheit seines gegenständlichen und satzhaften Denkens und Handelns zu vollziehen gelingen kann (über die letzte Daseinstiefe vermag ja niemand zu urteilen), der einer nahen Vaterschaft nicht so begegnen konnte, daß sie ihm liebend und vertrauenswürdig, bergend und sichernd erschien.

Es ist für die Mehrzahl der Fälle schon wahr: nur wer den Namen „Vater“ und „Mutter“ als Namen für bergende Liebe, der man sich fraglos anvertrauen kann, verstehen lernen durfte, der wird es (was doch der erste Begriff der wahren Religion ist) wagen, jenem unsagbaren, namenlosen Urgrund, in dem er gründet, vertrauensvoll den Namen Vater zu geben, sich von ihm nicht verschlungen, sondern in ihm sich begründet und zu eigenem Selbstsein ermächtigt zu wissen. Und umgekehrt: wo ein Mensch als Kind sich ausgesetzt und verloren erfährt, wird er dies fast unvermeidlich als Erfahrung einer letzten metaphysischen Ausgesetztheit und Verlorenheit ins Absurde und Sinnleere, in seine eigene Gottlosigkeit deuten; er wird die späteren Erfahrungen der Bitterkeiten des Lebens und teilweiser Sinneinbußen nicht überwinden im Rückgriff auf die Erfahrung einer vertrauenden Kindheit, die offen war auf ein Ja zu Sinn und Leben ohne Vorbehalt, sondern sie deuten als die konsequente Fortführung der trostlosen Erfahrung einer lieblosen und ungeborgenen Kindheit, des Anfangs, der leer war und ohne Verheißung. Nun ist mit diesem Hinweis auf eine bekannte und den Religionspädagogen und Tiefenpsychologen beschäftigende Tatsache gewiß zunächst nur noch mehr betont, daß der humane Sachverhalt und Begriff von Kind und Kindheit für die Erfassung und religiöse Realisation derjenigen Wirklichkeiten von größter Bedeutung ist, die mit dem übertragenen Begriff von Kind Gottes, Gott-Vater usw. ausgesagt werden. Es ist aber noch nicht deutlich geworden, daß sich mit dem Gesagten auch ein umgekehrtes Bedingungsverhältnis ankündigt. Dies aber interessiert uns gerade an dieser Stelle.

Um hier weiterzukommen, ist (und damit kommen wir zum zweiten Gang unserer Überlegung) dieses zu bedenken: zunächst einmal könnte man in einer mehr formallogischen Weise fragen, wie es denn mit der sogenannten „Übertragung“ von Begriffen wenigstens in bestimmten Fällen stehe, ob wirklich in allen Fällen ein Begriff,

ein Wort erst dann auf einen anderen Sachverhalt „übertragen“ wird, *nachdem* von beiden schon die jeweiligen Eigentümlichkeiten unabhängig voneinander bekannt sind, und darum gewisse Gemeinsamkeiten unter diesen Eigentümlichkeiten festgestellt werden, die diese „Übertragung“ nahelegen, *oder* ob es mindestens außerdem *auch* Fälle gibt, in denen die sogenannte „Übertragung“ gerade die ursprüngliche Weise ist, in denen der zweite Sachverhalt bekannt wird und die Kenntnis des ersten zu seiner eigenen Erfüllung kommt. Wer aus der allgemeinen Ontologie christlicher Prägung weiß, wie es mit dem Seinsbegriff bestellt ist und wie von Gott als dem Seienden von absoluter Seinshabe gesprochen werden muß, der weiß, was mit diesem zweiten Teil der Alternative gemeint ist: Man erkennt nicht, daß ein beliebiger Gegenstand der Erfahrung ein Seiendes ist und dann erst, daß Gott auch ein Seiendes von besonderer Mächtigkeit und Dichte ist, so daß auch ihm in besonderer Weise dieses Prädikat des Seins zugesprochen werden kann, sondern *indem* man ein Seiendes erkennt, geschieht dies schon unter einem Horizont des transzentalen, unthematischen Wissens um Sein überhaupt, und darin ist immer schon — wenn auch unthematisch und ungegenständlich — das Seiende von absoluter Seinshabe, Gott, wenigstens einschlußweise miterkannt; und wenn diese zunächst einschlußweise Erkenntnis thematisch wird, wird auch wiederum besser und tiefer gewußt, was eigentlich gemeint ist, wenn jene Gegebenheit der unmittelbaren Erfahrung ein Seiendes genannt wird. Der Vorgang der „Übertragung“ ist mindestens in diesem Fall nicht ein nachträglicher Kunstgriff der Poeten, sondern verdeutlicht die Grundbewegung des Geistes selbst, der etwas nur erfaßt, indem er sich voreilig auf den Grund dieses „etwas“ hinbewegt, es erfaßt, indem er das zu Erfassende in seinen Grund „übertragend“ zurückträgt, das Übertrogene also auch erst durch die Übertragung auf seinen Grund zum wahren Stehen, zum Ver-Stehen bringt. So könnte es doch mindestens auch sein, wenn wir die Erfahrung eines Kindverhältnisses irdischer, humarer Art auf ein Gottverhältnis „übertragen“ und dann in „übertragenem Sinn“ von Gott als dem Vater sprechen und so erst wissen, wie wir den Namenlosen nennen. So *kann* es mindestens sein, sagen wir. Daß es aber wirklich so *ist*, daß also, weil es sich um eine solche sublime Weise der Übertragung handelt, der humane Begriff des Kindes und der Elternschaft erst selbst in seiner göttlichen Übertragung zu sich selbst kommt, das soll von einem anderen Ansatzpunkt aus verdeutlicht werden.

Es sei vorbereitend daran erinnert, und zwar im Rückgriff auf den ersten Gang unserer gesamten Überlegungen, daß die Kindlichkeit nicht ein Zustand ist, der nur in der ersten Phase unseres biologischen Daseins seinen Platz hat, sondern eine Grundbefindlichkeit, die dem recht geratenen Dasein immer zukommt. Sonst könnte die Existenz des Menschen letztlich auch nicht in all ihren Phasen gleich unmittelbar zu Gott und zu ihrer Vollendung sein, ohne ihre doch eben zeitliche Gerichtetheit und den Zusammenhang ihrer aufeinanderfolgenden Lebensphasen aufzugeben. Und jedermann versteht auch, daß Kindlichkeit als Vertrauen, als Offenheit, Erwartung, Bereitschaft des Über-sich-verfügenlassens, als inneres Einverständnis mit dem unberechneten Begegnenden, als Freiheit dem bloß Geplanten gegenüber, als Empfänglichkeit, als Hoffnung, die noch ungebrochen ist, zum heilen und geheilten Dasein gehört, in seinem Grund wesen und walten muß, soll es bestehen können im Abgrund

des Geheimnisses. Jedermann versteht, daß die Kindheit des Kindes im biologischen Sinn nur der Anfang, das Präludium, die Vorgabe und die Verheißung ist für diese Kindlichkeit, die die bewahrte und zugleich erkämpfte des reifen Menschen ist, daß wir also an *dieser* den eigentlichen Sinn und das wahre, voll zu sich gekommene Wesen *jener* ablesen dürfen.

Sehen wir aber die Einheit und gegenseitige Erhellung der präludierenden Kindlichkeit des Erwachsenen, dann wird leicht klar, daß die Kindlichkeit selbst auch in ihrem humanen Wesen *eine Verwiesenheit auf Gott* in sich trägt, sich selbst in jenem Verhältnis vollendet, das wir die Gotteskindschaft nennen, daß sich die *Wirklichkeit* der Kindschaft humaner Art in die Kindschaft göttlicher Art hinein „überträgt“ und nicht nur eine Metapher, eine Übertragung eines *Wortes* von einem Sachverhalt auf einen anderen ähnlichen, aber bloß nachträglich verglichenen, geschieht. Denn wenn Kindlichkeit (und zwar auch im humanen Sinn) Offenheit ist, das vertrauende Über-sich-verfügenlassen, der Mut, neue Horizonte, immer neu, immer größer vor sich aufgehen zu lassen, die Bereitschaft zur Fahrt ins Unerprobte — und all dies mit jenem tiefen und letzten und scheinbar unausgewiesenen Urvertrauen, das die Skeptiker und die am Leben Gescheiterten bitter als „naiv“ bezeichnen —, dann ist in all dem schon jene glaubend, vertrauend und liebend angenommene Transzendenz gegeben und vollzogen, die eben das letzte Wesen des religiösen Aktes ausmacht, die den Akt der Weltbegegnung und Welthabe zu einem religiösen Akt, das zugreifende Denken zur Andacht, das herrscherliche, tätige Greifen zur Ergriffenheit werden läßt. Wenn es zum Wesen des religiösen Aktes, in dem auf Gott vorgegriffen wird, ohne ihn zu umfassen zu wähnen, gehört, daß er nirgendwo anhält, daß er sich der absoluten Unbegrenztheit seiner Bewegung überläßt, ohne irgendwo anders als in dem Verlorene in der unbegreiflichen Unendlichkeit des unsagbaren Geheimnisses zu ruhen, dann kann man eigentlich unbefangen sagen, daß der Mensch dann religiös bleibt, wenn er die ursprüngliche Kindlichkeit seines Wesens erfährt, übernimmt, aufrechterhält und in ihrer grenzenlosen Weite gelten läßt.

Kindschaft ist Offenheit, menschliche Kindschaft ist unendliche Offenheit, reife Kindschaft des Erwachsenen ist die gegen die verschließenden Scheinerfahrungen des Lebens vertrauend und mutig offengehaltene unendliche Offenheit. Solche in der Tat des Lebens aber als unendliche offengehaltene Offenheit ist der Vollzug der religiösen Existenz des Menschen. Wird nun diese offengehaltene, unendliche Offenheit des Daseins, die die erwachsene Kindlichkeit ist, erfahren als beantwortet von einer unendlichen, liebenden Selbstmitteilung Gottes, erfahren als offengehalten durch eine solche Selbstmitteilung, dann ist diese von Gottes Selbstmitteilung getragene und von ihm im Grunde ermöglichte unendliche, angenommene und das Wesen der reifen Kindlichkeit ausmachende Offenheit des Menschen nichts anderes als das, was die theologische Sprache die göttliche Kindschaft, die Gnade der göttlichen Sohnschaft im SOHNE nennt. Wo also die humane Kindschaft den Mut zu ihrem absoluten Wesen hat, wo sie sich als Offenheit unbedingter und unendlicher Art versteht, bewegt sie sich selbst — sich selbst „übertragend“ auf ihre eigene Wesensvollendung hin — auf die Kindschaft des Menschen vor Gott, auf ihn hin und von ihm her.

Wenn es Eph 3,15 heißt, alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden habe ihren Namen von dem einen und ewigen Vater her, der Gott ist, dann können wir auch

sagen, daß alle Kindschaft im Himmel und auf Erden ihren Namen und ihren Ursprung hat in der einen Kindschaft, in der der Logos schlechthin sein eigenes Wesen in der ewigen Zeugung vom Vater empfängt, in der wir selbst durch gnadenhafte Teilnahme an dieser Selbstmitteilung des Vaters an den Logos Teilhabe besitzen an der göttlichen Natur. Im letzten Verstand ist also die humane Kindschaft nicht in einem problematisch metaphorisch dichterischen Verfahren auf eine ganz andere Wirklichkeit übertragen, die wir Gotteskindschaft nennen, sondern hat in dieser selbst ihren letzten Grund, so daß diese in jener immer noch enthalten ist und zur Erscheinung kommt. Welch Geheimnis ist ein Kind, ruft der Dichter. Wirklich: Die Kindschaft hat sich selbst erst begriffen und ihre eigene letzte Wesenstiefe eingeholt, wenn sie sich als gründend im Grund der Kindschaft Gottes begreift; und wenn wir wirklich wissen wollen, was es eigentlich mit dieser Gotteskindschaft auf sich hat, dann brauchen wir uns nur der unendlichen Tiefe und Macht der transzendentalen Bewegung zu überlassen, die der humanen Kindschaft selbst innwohnt, und uns von dieser in das hineinragen zu lassen, was uns ausgelegt wird in der christlichen Lehre von dem Vater im Himmel und von den Menschen als mit Gottes eigenem Leben begnadeten Kindern Gottes und Brüdern und Schwestern untereinander.

Von da aus kann sich dann der Blick wieder zum Kind in einem auch biologischen und gesellschaftlichen Sinn zurückwenden. In den Kindern ist ein Mensch, der das wunderbare Abenteuer bestehen soll, immer Kind zu bleiben, immer mehr Kind zu werden, in dieser Kindlichkeit als der Aufgabe seiner Reifung, seine Gotteskindschaft zu verwirklichen. Im Kind fängt das Kind im einfachen und absoluten Sinn des Wortes erst an, wirklich an. Und das ist seine Würde, seine Aufgabe und sein Anspruch an uns alle, die wir ihm dabei und dazu helfen sollen und dürfen. Es handelt sich deshalb bei diesem Dienst am Kind nicht um ein wenig Sentimentalität, sondern um die ewige Würde des Menschen, der Kind werden soll, der Gottes nur teilhaftig und inne wird, indem er jenes Kind wird, das zu sein er in seiner Kindheit erst beginnt.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren begegnete ich einem bekannten, positivistischen jüdischen Philosophen, geprägt von dem Geschick seines Volkes, von der Fragequal seines Berufes, von der Verantwortung seiner Sendung. Ob er an Gott glaube, fragte er sich. Und er antwortete sich und anderen: Ich weiß es nicht. Aber, so fügte er hinzu: daß wir Kinder Gottes sind, das glaube ich. Wir verstehen nun vielleicht, was hier paradox gesagt sein sollte. Wer den Mut hat, die reine Kindschaft in sich zu bewahren und anzunehmen, durchzutragen durch sein Leben, der findet Gott. Und wer diese Kindheit *so* annimmt in seinen Brüdern und Schwestern, der hat IHN gefunden. Das steht eigentlich in der Schrift. Denn also steht dort geschrieben (wenn wir den negativ gesagten Satz in einen positiv formulierten wenden dürfen): Wenn ihr werdet wie die Kinder, so werdet ihr in das Reich der Himmel eingehen. Und: Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt MICH auf (Mt 18, 31).